

Scheich, Elvira (2004) *Objektivität, Perspektivität und Gesellschaft: Zum Verhältnis von soziologischer Theorie und Wissenschaftsforschung*. In: Frey Steffen, Therese und Rosenthal, Caroline und Vaeth, Anke [Hrsg] *Gender Studies. Wissenschaftstheorie und Gesellschaftskritik*. Würzburg: Könighausen und Neumann. S.83-95

Objektivität, Perspektivität und Gesellschaft: Zum Verhältnis von soziologischer Theorie und Wissenschaftsforschung¹

ELVIRA SCHEICH

„Einer hat immer Unrecht: aber mit zweien beginnt die Wahrheit.“
Friedrich Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft*

Das Verständnis von Objektivität möchte ich im Folgenden unter drei Aspekten problematisieren: Unter dem Stichwort „Komplexität“ will ich meine leitende Fragestellung im Hinblick auf die sich überschneidenden Forschungsfelder von Soziologie und Wissenschaftsforschung platzieren. Danach möchte ich unter der Überschrift „Kontroverse“ einen kurzen Einblick in mein Vorgehen geben, indem ich die Theorien über Wissenschaft und Gesellschaft in ihrem historisch-systematischen Zusammenhang betrachte. Meine Schlussfolgerungen werde ich unter dem Stichwort „Kontextualisierung“ diskutieren. In diesen drei Schritten werde ich den Zusammenhang von Objektivität, Perspektivität und Gesellschaft konkretisieren.

Komplexität

Mit der Schwerpunktsetzung meiner Arbeit gehe ich davon aus, dass das gesellschaftliche Leben heute untrennbar mit wissenschaftlichen und technischen Entwicklungen verflochten ist; die wissenschaftlichen Tatsachen bestimmen unseren Alltag, unser Denken und unsere Auseinandersetzungen. Das ist uns eigentlich zur Selbstverständlichkeit geworden und hat doch seine Tücken. Einige der Probleme resultieren aus der Tatsache, dass in der Soziologie dieser Einsicht erst allmählich Rechnung getragen wurde, denn hier stand zunächst – bei der Bestimmung eines eigenen wissenschaftlichen Selbstverständnisses – die Unterscheidung von den Naturwissenschaften und ihren technikwissenschaftlichen Anwendungen im Vordergrund, und die Gegensätzlichkeit der Gegenstände wurde herausgestrichen.

Inzwischen hat sich das geändert. Die Industriesoziologie, die sozusagen das klassische Feld in dieser Hinsicht ist, hat reichlich Begleitung bekommen: die Techniksoziologie, die Umweltsoziologie, die Wissenschaftssoziologie. Ich greife die Techniksoziologie heraus: Hier geht es schon lange nicht mehr allein um die Abschätzung von Technikfolgen, sondern es wird die Genese von Technologien in ihrem sozialen Kontext untersucht. Neuerdings sind etwa die *Actor-network*-Theorien aktuell, die das Zusammenwirken von technischen und sozialen Elementen thematisieren. Was hier geschehen ist, ist ein Beispiel für eine grundsätzliche Verschiebung der Blickrichtung. Es geht nicht mehr nur um die sozialen Auswirkungen von Technik und Wissenschaft (das nenne ich Position 1) – es kommt nun ins Bild, wie denn die Technik- und Naturwissenschaften selbst in ihrer Entwicklung von gesellschaftlichen Verhältnissen und

Ich danke dem Institut für Soziale Ökologie in Frankfurt für die Unterstützung, die die endgültige Ausarbeitung dieser Gedanken möglich gemacht hat.

gesellschaftlichen Prozessen bestimmt sind (also eine Position 2). Damit wäre die ganz allgemeine Aufgabenstellung der neueren Wissenschafts- und Technikforschung (die Medizin wird auch darunter gezählt) angesprochen. Die *Social Studies of Science* – wie es auf englisch heißt, das die Heimatsprache dieser Forschungsrichtung ist – integrieren Wissenschaftstheorie, Wissenschaftssoziologie und Wissenschaftsgeschichte zu einem Gebiet, das nicht vollständig der Soziologie angehört, sondern über sie hinausgreift.

Ich kann also zunächst mein Thema „Wissenschaft und Gesellschaft“ und meine damit verbundenen Forschungsinteressen in diesem Rahmen ansiedeln. Aber hier kommt es zu einem *loop*, zu einer Schleife, sie entsteht durch das Eingebundensein von Wissenschaftsentwicklungen in gesellschaftliche Verhältnisse und die Tatsache, dass diese Entwicklungen selber wiederum die gesellschaftlichen Bedingungen verändern, unter denen sie sich gestalten (d.h. damit sind wir von Position 2 wieder auf Position 1 zurückgeworfen). Und Fragen, die sich dann zusätzlich stellen, liegen auf einer anderen Ebene:

- Auf welche Begriffe ist das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Natur unter den Bedingungen moderner Wissenschaft zu bringen?
- Wie sieht eine Theorie der Gesellschaft aus, die diese „Rekursivität“ (um diese kleine Anleihe bei der Systemtheorie zu machen) berücksichtigt?

Diese Fragen betreffen die soziologische Theorie, der aber die Gesellschaftlichkeit der Naturwissenschaften und ihrer Objekte, ihre speziellen Formen des Denkens und der Praxis immer noch weitgehend fremde und äußerliche Gegenstände geblieben sind. Die Distanz drückt sich auch auf der anderen Seite aus, denn soweit Fragen dieser Art in der Wissenschaftsforschung überhaupt aufgegriffen werden, wird meistens mit einem verkürzten Begriff von Gesellschaft operiert und eine gegebene Faktizität sozialer Verhältnisse unterstellt.

Soweit in aller Kürze eine Kennzeichnung der Situation. Um die Probleme zu erläutern und um eine Brücke zu schlagen zwischen der Gesellschaftstheorie und der Wissenschaftsforschung, zwischen zwei Forschungsfeldern und ihren beiden Gegenständen, der Gesellschaft und den Naturwissenschaften, komme ich erst einmal zurück zu meiner Anleihe bei NIETZSCHE: „Einer hat immer Unrecht: aber mit zweien beginnt die Wahrheit“ (1990, S. 164).

Die „Zwei“, um die es hier gehen soll, waren in meinem Buch *Naturbeherrschung und Weiblichkeit. Denkformen und Phantasmen der modernen Naturwissenschaften* (SCHEICH 1993) die zwei Geschlechter. Und die Aufgabe, die ich mir gestellt hatte, war, der Bedeutung von Geschlechterdifferenz und Geschlechterverhältnis in der Formierung der neuzeitlichen Naturwissenschaften nachzugehen, wobei die Begründung der klassischen Physik und die Evolutionstheorie im 19. Jahrhundert im Mittelpunkt standen. Ich verstehe dies nach wie vor als eine Form, die Frage nach dem Zusammenhang zwischen den gesellschaftlichen Verhältnissen und dem wissenschaftlichen Naturumgang zu stellen. Mit den Wissenschaftsentwicklungen im 20. Jahrhundert wird aber die Lage unter anderem deswegen komplizierter, weil sich im Hinblick auf die Geschlechterideologie Modifikationen und Überlagerungen mit anderen sozialen Differenzbestimmungen ergeben. Sie stehen im Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen (an denen die Frauen partizipieren) und den politischen Entwicklungen in diesem Zeitraum, die für die Wissenschaftsentwicklung bedeutsam werden. Festzuhalten bleibt hier, dass das ‚Was‘ und ‚Wie‘ von Differenzen ein zentraler Aspekt bei der Frage nach der Vergesellschaftung und der Dynamik

gesellschaftlicher Prozesse unter den Bedingungen einer beschleunigten Wissenschaftsentwicklung bleibt.

In welche Richtung diese Frage zu entwickeln ist, möchte ich an einem Gegenüber verdeutlichen und zwar an Donna Haraway. Ich schätze ihre Arbeiten außerordentlich, und genau deswegen habe ich sie mir ausgesucht, um das Defizit zu kennzeichnen, das sich am Begriff der Gesellschaft in der Wissenschaftsforschung abzeichnet. HARAWAYS Arbeiten markieren den Stand der Debatte und die aktuellen Schwerpunkte in der Wissenschaftsforschung (1989, 1997). Ihr Vorgehen hat einen starken diskursanalytischen Fokus und ist insofern repräsentativ für die Impulse, die die Foucault-Rezeption in die Wissenschaftsforschung eingebracht hat. Zudem beschäftigt sie sich mit den *Life Sciences*, wobei der Schwerpunkt ihrer Arbeiten auf der Primatologie und der Molekularbiologie bzw. Gentechnologie liegt.

Sie ist eine Theoretikerin der *Techno Science*, das hat sie mit den so genannten Laborstudien gemeinsam, und die nahtlose Verschränkung von Wissenschaft und Technik bzw. Medizin bildet das Zentrum ihrer Analysen. Ihr Interesse gilt der „sozialen Konstruktion der Wirklichkeit“ in der „Lebenswelt“ der Wissenschaften, ausgehend vom Labor als dem zentralen Ort. Denn hier kann das ganze Spektrum der Aktivitäten bei der „Fabrikation von Erkenntnis“ (KNORR-CETINA 1981) beobachtet werden, wozu schließlich auch die Schaffung von Verbindungen zu anderen gesellschaftlichen Bereichen und die Übersetzung von Wissen für ein Publikum außerhalb des Labors zu verstehen ist. Kennlich werden die Objekte der Naturwissenschaften als Artefakte, deren Konstruiertheit nicht nur technisch, sondern auch symbolisch und kulturell zu verstehen ist. Diese Einsicht begründet die eingangs erwähnten *Actor-Network*-Theorien, in denen neue Einheiten und neue Akteure auftauchen, darunter die Wissenschafts-Dinge selber, die *cyborgs*. Haraways Analysen fokussieren auf Prozesse, in denen die klassischen Dichotomien zusammenbrechen, die vom Gegensatz Natur-Gesellschaft abgeleitet werden, was ihrem Erkenntnisinteresse als Feministin sehr entgegenkommt.

In den Blick gekommen ist die Ko-Produktion von Gesellschaft und Natur in der *Techno Science*, und darauf bezogen entwickelt Haraway ihr Verständnis von Objektivität. In dem vielbeachteten Aufsatz „Situierendes Wissen: Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive“, den sie Mitte der 1980er Jahre geschrieben hat, interpretiert sie Objektivität als bewusste Perspektivität. Sie geht davon aus, dass jeder Standort notwendig partikular, begrenzt und interessengebunden ist. Genau deshalb aber sei Objektivität als „situierendes Wissen“ möglich und zwar durch die Positionierung und Lokalisierung der eigenen wie der fremden Sichtweisen. Lokalisierung stellt die Materialität und die Unvollständigkeit von Standpunkten in den Vordergrund sowie das Involviertsein in die Machtfelder und die globalen Netze der *Techno Science*. In Haraways Konzept des „Situierendes Wissens“ („situated knowledges“) werden Beteiligtsein und Aktivität reflektiert, sind Offenheit und Differenz eingeschlossen.

Meine Frage an dieser Stelle ist: Worin aber besteht der Zusammenhang zwischen den verschiedenen erkenntnistheoretischen und politischen Perspektiven, in einer Welt, die doch zugleich immer mehr zusammenwächst? Bei HARAWAY bleibt dies letztlich vage. Wenn sie feststellt: „In more ways than one, one story is not as good as another“ (1989, S. 348), so wüsste man doch gern, was ist besser und vor allem warum? Und weil es hier um Wissenschaft geht (einem Bereich, in dem der System-Code Wahrheit gilt), kann es sich nicht allein um eine Frage von Macht und Durchsetzung handeln. Oder anders formuliert: Was sind die Vorgänge im Ineinandergreifen von Materialität, Politik

und Konstruiertheit, die einer zur Differenz offenen Partikularität massive Grenzen setzen, vielleicht die widerstandsfähigsten überhaupt?

Mit dieser gesellschaftstheoretischen Frage nach dem Zusammenhang der Perspektiven im Gepäck will ich eine kleine Reise in die Geschichte der Soziologie unternehmen. Und zwar soll es um einen Ausschnitt in der Kontroverse um die Wissenssoziologie Karl Mannheims am Ende der 1920er Jahre gehen. Denn Mannheims Vorstellungen und die Überlegungen Haraways zu Objektivität und Perspektivität sind sich auffallend ähnlich – oft bis in die Formulierungen hinein. Es gab viele verschiedene Einwände gegen Mannheims Thesen. Davon will ich nur einen genauer betrachten, nämlich den von Max Horkheimer. Meine besondere Aufmerksamkeit wird sich darauf richten, welche Stellung den Naturwissenschaften eingeräumt wird, denn das war der Bezugsrahmen von Haraways Konzept.

Kontroverse

Ausgelöst wurde die Kontroverse von Karl Mannheims Vortrag auf dem Soziologentag 1928 (sowohl René KÖNIG 1987, als auch Norbert ELIAS 1996, geben davon eine anschauliche Darstellung). Was die Gemüter der Soziologen daran so in Aufregung versetzte, war die neue radikale Wendung, die Mannheim dem Problem der Objektivität gab. Das Programm seiner „Wissenssoziologie“ – oder wie er es auch nannte – seiner „Lehre von der so genannten ‚Seinsverbundenheit‘ des Wissens“ geht davon aus, dass „an ganz entscheidenden Punkten außertheoretische Faktoren ganz verschiedener Art, die man als ‚Seinsfaktoren‘ zu bezeichnen pflegt, das Entstehen und die Gestaltung des jeweiligen Denkens“ (MANNHEIM 1965, S. 230) mitbestimmen. Und als Aufgabe der Wissenssoziologie legte er fest, diese außertheoretischen sozialen Faktoren in einer historisch-soziologischen Forschung „an den verschiedenen Wissensgehalten der Vergangenheit und Gegenwart“ (a.a.O., S. 227) zu identifizieren. Die Leitidee der Mannheimschen Wissenssoziologie besteht darin, dass Denken und Wissen standortgebunden sind, so dass die Erkenntnisobjekte immer nur ‚gebrochen‘ durch den historischen und sozialen Ort der BetrachterIn wahrgenommen werden kann. Seine Vorstellung von einer unhintergehbaren Perspektivität des Erkennens, seine „Aspektstruktur“, hatte Mannheim dem Marxschen Ideologiebegriff abgewonnen, wobei er jedoch die gesellschaftliche Bedingtheit des Standpunkts für jegliches Denken unterstellt.

Konsequent zu Ende gebracht, heißt das, es lässt sich kein kontextfreies Wissen mehr vorstellen und es kann auch kein übergeordneter Bezugsrahmen mehr gefunden werden. Sozial geformt sind also nicht bloß die Wissensinhalte, sondern auch die Kriterien, nach denen sie beurteilt werden. Oder anders formuliert: „Alles Tatsächliche ist ja bereits durch eine Begriffsapparatur bedingt, die selbst wieder bedingt und vergänglich ist“ (HORKHEIMER 1982, S. 482). Nimmt man diese Schlussfolgerung der „Seinsgebundenheit“ ernst, so hat das auch für die Wissenssoziologie selbst zu gelten, die Mannheim damit in eine recht schwierige Situation gebracht hat. Denn sie ist ebenfalls eine partikuläre Perspektive, die gerade so viel oder wenig Gültigkeit für sich beanspruchen kann wie irgendeine andere Erkenntnis und die zudem vor der Aufgabe steht, ihren eigenen Standort zu bestimmen.

Statt „Perspektivität zu vertuschen und zu entschuldigen“, geht es MANNHEIM um die Frage, „wie im Elemente dieser Perspektivität Erkenntnis und Objektivität möglich

ist“ (1965, S. 255). Seine Antwort darauf entwickelt er nach dem Modell des Sehens: Aus verschiedenen Teilansichten eines Gegenstandes kann ein umfassenderes Verständnis von ihm erzielt werden und doch ist kein einziges Bild möglich, das sie alle gleichzeitig zum Ausdruck bringt. Im Rahmen des „seinsverbundenen Denkens“ kann eine „neuartige Objektivität“ entstehen, nämlich wenn man „das in beiden Aspektstrukturen (d.h. in zwei von einander abweichenden Perspektiven, Anmerkung E.S.) richtig, aber verschieden Gesehene aus der Strukturdifferenz der beiden Sichtmodi zu verstehen bestrebt ist und sich um eine Formel der Umrechenbarkeit und der Übersetzbarkeit dieser perspektivischen Sichten ineinander bemüht“ (MANNHEIM 1985, S. 258). Objektivität ergibt sich demnach nicht durch das Aufgeben der eigenen Perspektive, sondern wird dadurch erreicht, dass man gegenseitig zu verstehen sucht, worin die Unterschiede der jeweiligen Sichtweise liegen und ihren Gründen nachgeht. „Objektivität heißt bei Mannheim kommunikativ erzielte Intersubjektivität“ (HEINTZ 1993, S. 118).

Die Naturwissenschaften allerdings hat Mannheim von der sozialen Gebundenheit des Wissens ausgenommen. Aufgrund der unterschiedlichen Konstituiertheit ihres Gegenstandsbereichs betrachtete er die Naturwissenschaft und die Mathematik auf der einen, Sozial- und Geisteswissenschaften auf der anderen Seite als grundlegend verschiedene Wissensformen. Die Mathematik, oder wie MANNHEIM sagt, der „Wissens-typus nach dem Paradigma $2 \times 2 = 4$ “, verstand er als eine Art des Wissens, bei dem die „Genesis unter allen Umständen geltungsirrelevant ist“ (1965, S. 251). Diese stehe im Gegensatz zum sozialen und historischen Wissen, denn im Fall der Naturwissenschaften war es seiner Meinung nach „in der Tat möglich [...] von dem geschichtlichen Hintergrund des erkennenden Subjekts unabhängig die Erkenntnisse zu sammeln“ (MANNHEIM 1980, S. 110). Naturwissenschaftliches bzw. mathematisches Wissen wurde als epistemologischer ‚Spezialfall‘ betrachtet – als universell und vom sozialen Kontext unabhängig.

Wie bereits erwähnt, hat auch HORKHEIMER an der Debatte teilgenommen, die sich an den Überlegungen Mannheims entzündete. 1930 veröffentlichte er einen Kommentar zu Mannheims Buch *Ideologie und Utopie*, das im Jahr zuvor erschienen war. Mannheims Anspruch einer „Wissenschaft von der gesellschaftlichen Zuordnung der Ideen“ kommt HORKHEIMERS Intentionen durchaus entgegen und den vielfach gegen Mannheims These der Perspektivität erhobenen Relativismuskritik handelt er kurz als Ausdruck eines „überspannten Wahrheitsbegriffs“ (1982, S. 485) ab.

Horkheimers recht harsche Kritik wendet sich stattdessen gegen eine, wie er findet, überzogene Verallgemeinerung des Ideologiebegriffs, der damit „seinen bestimmten Inhalt eingebüßt“ (a.a.O., S. 487) und deshalb „nichtsagend“ (a.a.O., 1982, S. 493) und „inhaltlos“ (a.a.O., S. 492) geworden sei. Was übrig bleibe, sei die Feststellung eines allgemeinen Wandels der „Weltanschauungssysteme“ (a.a.O., S. 495), die bei geistesgeschichtlichen Betrachtungen stehen bleibt. Mannheims Ausrichtung auf „strukturanalytische oder morphologische Formentsprechungen“, so wendet Horkheimer (a.a.O., S. 488) ein, habe die „Wissenssoziologie aus dem Bereich der politischen Kritik entfernt“ (a.a.O., S. 487).

Der zweite Punkt, der die Kritik Horkheimers auf sich zieht, ist die „unbestimmte Verbindung von Sein und Bewußtsein“ (a.a.O., S. 490) in Mannheims Entwurf. Er problematisiert, dass in der Wissenssoziologie zwischen Denken und sozialer Lage eine „bloße unvermittelte ‚Entsprechung‘ behauptet“ (a.a.O., S. 488) wird. „Weder das

Interesse noch überhaupt empirische Tatbestände“ (a.a.O., S. 488) kämen zur Sprache, vor allem die „die groben Machtkämpfe und „die gemeinen Kämpfe des geschichtlichen Alltags“ (a.a.O., S. 490) „in der zwischenmenschlichen Wirklichkeit“ (HORKHEIMER 1982, S. 494) sieht Horkheimer bei Mannheim überhaupt nicht berücksichtigt. Wiederholt betont er in solchen Wendungen den vernachlässigten Ansatzpunkt für die Aufgabe der Wissenssoziologie, die er für zentral ansieht, nämlich die Wirkung von Denkweisen auf die Gestaltung der tatsächlichen gesellschaftlichen Verhältnisse zu analysieren. Mehr „Soziologie“, nicht nur „Wissen“ lautet Horkheimers Forderung und er stellt fest: „Die soziologischen Begriffe werden bei Mannheim so durchgängig verflüchtigt, daß sie schließlich für das Verständnis des gesellschaftlichen Lebens nicht mehr zu verwenden sind“ (a.a.O., S. 494).

Horkheimer erhebt Einspruch gegen die Behandlung von Weltanschauungen und Theorien als „geistige Totalitäten“, gegen die Annahme eines widerspruchsfreien, inneren Zusammenhangs der Erlebens-, Denk- und Sinnsysteme als „Denk Ganzes“ (a.a.O., S. 476) oder „Weltgefühl“ (a.a.O., S. 482). „Das Ganze im Sinne eines oberflächlichen Gestaltbegriffs“ (a.a.O., S. 493) kritisiert er insbesondere im Hinblick auf den geschichtsphilosophischen Entwurf: „Die Geschichte als Ganzes kann in der Tat unmöglich den Ausdruck irgendeiner sinnvollen Gestalt bedeuten. Denn die Geschichte ist die Zusammenfassung von Vorgängen, die aus den widerspruchsvollen Beziehungen in der menschlichen Gesellschaft erwachsen“ (a.a.O., S. 484). Den gesuchten „soziologischen Leitfaden bei der Zuordnung der verschiedenen Denkart“ (a.a.O., S. 492) kann nur eine „wissenschaftliche Theorie von der Gesellschaft“ (a.a.O., S. 493) darstellen. Sie soll, das wird hier schon klar, eine kritische Theorie sein.

In diesem Aufsatz Horkheimers kommen die Naturwissenschaften so gut wie gar nicht vor. Anders ist das in seinem sehr viel bekannteren Text *Traditionelle und kritische Theorie* von 1937. Darin wird die Auseinandersetzung unter anderem mit der Wissenssoziologie fortgesetzt und entlang der zentralen Kategorien von Verdinglichung, Entfremdung und Vermittlung näher ausgeführt, was die kritische Theorie der Gesellschaft auszeichnet. Hier, in diesem späteren Text, sind die Naturwissenschaften nun außerordentlich prominent und zwar in der Gegenüberstellung zu seinem eigenen Ansatz. Mit „Existenzweise von Theorie im traditionellen Sinn“ (HORKHEIMER 1995, S. 211), wie seine bekannte Formulierung lautet, bezeichnet Horkheimer die Unterordnung der Tatsachen unter ein universales System abstrakter Prinzipien, das den darunter befassten Tatbeständen äußerlich bleibt. Die Theoriebildung folgt den Gesetzen der formalen Logik und resultiert idealerweise in der Konstruktion eines mathematischen Zeichensystems, das den Bedingungen der Einstimmigkeit und Widerspruchslosigkeit genügt. Die Naturwissenschaften brauche das nicht weiter zu tangieren, sie haben es, wie er sagt, mit „einer den Subjekten gegenüber selbständigen Wahrheit“ (a.a.O., S. 257) zu tun.

Das auf Emanzipation gerichtete Erkenntnisinteresse der Kritischen Theorie aber impliziert die Kritik ihres Gegenstandes, nämlich einer Gesellschaft, in der die sozialen Vorgänge von den Individuen wie außermenschliche Naturprozesse erfahren werden. Dieser Eingriff verändert das Verhältnis der historischen und gesellschaftlichen Tatsachen zur begrifflichen Ordnung und bezieht insbesondere das Verständnis von sozialwissenschaftlicher Objektivität auf die Vermittlung des Tatsächlichen durch die Gesellschaft als ganzer, auf die dynamische Totalität der zerrissenen Gesellschaft mit

ein. Ein davon losgelöstes Theorieverständnis ist als eine verdinglichte ideologische Kategorie aufzufassen.

Hier treten die Naturwissenschaften als traditionelle Theorie im ‚richtigen‘ Sinne auf und fungieren durchgängig als Vergleichsfolie für den Entwurf der kritischen Theorie. Denn noch sind Naturbeherrschung und die ihr entsprechende „technische Entwicklungsstufe“ (a.a.O., S. 251) die Basis dafür, dass „(d)ie kritische Theorie erklärt: es muss nicht so sein, die Menschen können das Sein ändern, die Umstände sind jetzt dafür vorhanden“ (a.a.O., S. 244, Fn.). Das hat sich später geändert; in der „Kritik der instrumentellen Vernunft“ und in der „Dialektik der Aufklärung“ (HORKHEIMER/ADORNO 1990) wird ausgehend vom gesellschaftlichen Naturverhältnis ein geschichtsphilosophischer Entwurf entwickelt, in dem formale Logik bzw. Identitätslogik mit einer gesellschaftlichen Praxis der Beherrschung und Kontrolle zusammengedacht werden. Dann haben die Naturwissenschaften ihre Unschuld eingebüßt und sind als Bedingung gesellschaftlicher Veränderung vielmehr äußerst problematisch geworden.

Die Einschätzung der Naturwissenschaften – bei Mannheim als „Spezialfall“, bei Horkheimer als adäquate „Theorie in traditionellen Sinn“ – markiert, dass der Unterschied von Gesellschafts- und Naturwissenschaften sich nicht mehr nur am Gegenstand festmacht, wie das für die frühe Soziologie der Fall war. Das Verständnis von Objektivität hat in den Sozialwissenschaften eine eigene spezifische Bedeutung gewonnen. Zugleich aber liegt hier eine Verkennung vor, denn beide Autoren gehen in ihren Annahmen entscheidend an der Entwicklung in den Naturwissenschaften zu jener Zeit (um 1930) vorbei. Denn auch für die Naturwissenschaftler war viel in Bewegung, und sie konnten sich dabei weder an eine unproblematische Gewissheit ihres Gegenstandes noch an eine gesicherte Einheitlichkeit ihrer Theorie halten, wie dies die Soziologen unterstellten.

Die Ausblendung der Naturwissenschaften und die Folgen davon sind in einem größeren Zusammenhang zu betrachten, der die Traditionslinien rekonstruiert, die zur heutigen Situation führten, in der ein Auseinanderdriften von Gesellschaftstheorie und Wissenschaftsforschung festzustellen ist. Ich beschränke mich hier auf die knappe Bemerkung, dass diese Entwicklungen als das Resultat historischer Vorgänge anzusehen ist, in denen zwei Momente von großer Bedeutung sind:

1. In der Theoriegeschichte der Soziologie wurde die Definition des eigenen Gegenstandes über eine Abgrenzung zu den Naturwissenschaften nicht revidiert.
2. Für den Verlauf dieser Kontinuität ist vor allem die Rolle des Nationalsozialismus und der Emigration, des Zweiten Weltkriegs und der Zeit danach zu berücksichtigen.

Aus diesem Kontext habe ich die beiden Positionen gewählt, die bis 1933 an der Frankfurter Universität vertreten waren, um vor diesem Hintergrund meine Auseinandersetzung mit Haraway fortzusetzen.

Kontextualisierung

Unter diesem Stichwort soll ein Verfahren umrissen werden, mit dem der historische und politische Bezugsrahmen sozialwissenschaftlicher Theorieentwicklungen aufgerollt werden kann. Aber ich möchte diesem Vorhaben auch eine aktuelle Dimension und eine theoriestrategische Bedeutung geben. Damit komme ich noch einmal auf den

Ansatz von Haraway zurück. Jetzt mit der Absicht, Horkheimers Einwände darauf zu beziehen und daran zu testen.

Es gibt einen bedeutsamen Unterschied zwischen Haraway und Mannheim, denn Haraways leitende Metapher der Vision ist immer partikulär und auch immer körperlich. Es ist eine Vision, „die nicht notwendig organische Verkörperung sein muss und auch technologische Vermittlung einschließt“ (HARAWAY 1996, S. 226). Haraway hat somit die Praxis der Naturwissenschaften im Visier und von einer Beschränkung auf „strukturanalytische oder morphologische Formentsprechungen“, wie die von Horkheimer kritisierte Formulierung Mannheims lautete, kann nicht die Rede sein.

Ihrer Betrachtung liegt daher nicht die klassische Vorstellung des Sehens zugrunde, denn die modernen technologischen Wissenschaften erschüttern jede Vorstellung einer passiven Vision; es sind aktive Wahrnehmungssysteme und sie stellen das „Problem der Verantwortlichkeit für die Generativität aller visuellen Praktiken, anstatt es auszuklammern“ (a.a.O.). Die Verantwortung für Wissenschaftspraktiken stellt sich in einer durch die *Techno*-Wissenschaften veränderten Welt am Ende des zweiten Millenniums, in der neue Akteure und alte Fragen aufgetaucht sind: Wer definiert die Tatsachen in unserer Welt, wessen Interessen gestalten unsere Lebensbedingungen, wer hat in diesem Zusammenhang den Status eines Subjekts inne und wer nicht? Was man deshalb Haraway nicht vorwerfen kann, ist, dass in ihrer Diskussion über die Perspektivität von Erkenntnis die politischen Dimensionen abhandeln gekommen wären. Sie bezieht sich vielmehr ausdrücklich auf eine Politisierung von Natur, die sie als Konsequenz ihrer wissenschaftlich-technischen Konstruiertheit betrachtet, und ihre Texte sind explizit an die Akteure in den gesellschaftlichen Konflikten um Wissenschaft, Umwelt und Technik adressiert.

Was von Horkheimers Einwänden gegen die Wissenssoziologie bleibt, ist die Forderung nach Gesellschaftstheorie, die Frage nach dem Zusammenhang der Erkenntnis-Perspektiven und nach einer Objektivität, die jenseits der Partikularität besteht. Horkheimer betrachtete die dynamische Totalität der Gesellschaft als den gesuchten Bezugspunkt und von dort aus begründete er seine Forderung nach mehr Soziologie. Mit der späteren Entwicklung seiner Arbeit, die zu einer Kritik der Naturbeherrschung führte, scheint sich zwar eine Nähe zu Haraway (und einer zentralen Grundannahme der heutigen Wissenschaftsforschung) abzuzeichnen. Nämlich dann, wenn Horkheimer in der „Kritik der instrumentellen Vernunft“ schreibt, dass in der Gesellschaft die Tendenz bestehe, „alle Sphären des geistigen Lebens nach den Techniken des Laboratoriums zu modeln“ (HORKHEIMER 1985, S. 56). Aber das Bild von der Welt als Labor, das sie beide verwenden, verwischt die entscheidenden Unterschiede zwischen Haraway und Horkheimer, auf die es mir ankommt.

Zum einen ist zu beachten, dass der Fokus bei Horkheimer auf dem verdinglichten Bewusstsein liegt, das zudem als stark orientiert am wissenschaftstheoretisch dominierenden Paradigma der Physik beschrieben wird. (In dem oben zitierten Satz hat Horkheimer von den „Sphären des geistigen Lebens“ gesprochen). Das stellt für die weitergehende Betrachtung der Naturwissenschaften eine Grenze dar; auch wenn die sich wechselseitig beeinflussenden Vorstellungen von Natur und von Gesellschaft in ihrer praktischen, gesellschaftlichen Bedeutung angesprochen werden, bleibt dieser letzte Aspekt doch in vieler Hinsicht ein Programm, das nicht durchgeführt wurde. Bei Haraway liegt der inhaltliche Schwerpunkt ganz definitiv auf der Verselbständigung der

materiellen Konstruktionen der Technik- und Naturwissenschaften, nicht der Denkformen. Vereinfachend ausgedrückt und um den Akzent zu setzen, geht es bei ihr eher um ‚Natur machen‘ als um ‚Natur denken‘. Bei ihr finden wir den Übergang von den Fragen des Natur-Wissens hin zur Problematik des Natur-Herstellers, insbesondere im Fall der Bio-Technologien. Daher hat sich trotz aller Impulse, die von der Kritik der Naturbeherrschung für meine Arbeit ausgegangen sind, im Rahmen der Auseinandersetzung mit den Ansätzen der Wissenschaftsforschung meine Orientierung an der Kritischen Theorie verschoben. Sie liegt inzwischen eher bei der Besonderheit des sozialwissenschaftlichen Objektivitätsbegriffs, auf dem die Kritische Theorie durchgängig bestanden hat.

Und darin besteht die zweite Differenz. Das Argument Horkheimers war, dass nicht nur die Wahrnehmung der Tatsachen, sondern vor allem auch ihr Zustand und ihre Beschaffenheit als von den gesellschaftlichen Bedingungen präformiert anzusehen sind. In dieser doppelten Gesellschaftlichkeit sieht er die Diskrepanz zwischen Theorie und Tatsache begründet, an der sich die soziologische Theorie abzuarbeiten hat. Hier kommt der Kategorie der Vermittlung die entscheidende Funktion zu und die Betonung liegt jeweils auf dem zweiten Teil, nämlich den Tatsachen und der Erkenntnis über ihre Beschaffenheit. Zusammengefasst hat Adorno dies in einer Bemerkung zum Positivismusstreit der 1960er Jahre, in dem er den Anspruch formuliert, das theoretische Denken der Soziologie in seiner Vermitteltheit, nämlich die besondere Situation einer Wissenschaft zu erfassen, die „ihrerseits dem objektiven Zusammenhang angehört, den sie erforschen will“ (ADORNO 1993, S. 40). Diese Wendung gilt es aufzugreifen, sie sozusagen ins Unterprogramm ‚Wissenschaft und Gesellschaft‘ zu übersetzen und die theoretische Soziologie im Hinblick auf ihr Verhältnis zur Naturwissenschaft als einem wesentlichen Faktor des objektiven Zusammenhangs zu betrachten. Oder anders formuliert: Das Auftreten der *loops* und die Rekursivität, mit denen die Gegenstände der Wissenschaftsforschung behaftet sind, ist in einer theoretischen Bewegung zwischen Begriff und Sache zu behandeln.

Eine Richtungsangabe für dieses Unterprogramm können wir aber doch von Haraway erhalten, die uns eine ganz zeitgemäße Variation von Nietzsches Aphorismus „1 mal 1“ gegeben hat: „Adam und Eva, Robinson Crusoe und Freitag, Tarzan und Jane: dies sind die Figuren, die den weißen Menschen der westlichen Welt von den Ursprüngen und Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens erzählen. [...] Adam war allein, Robinson war allein, Tarzan war allein; ihnen fehlten menschliche Gefährten. Jedes Paar versprach, die Lösung zu sein für diese logisch nicht zu erfassende Insuffizienz eines rationalen Selbst. Aber jedes Paar erwies sich als gefangen in Herrschaftswidersprüchen, die den narrativen Stoff der Darstellungen der in der Tat verheerenden kollektiven Geschichte des Westens ausmachen. Die Tragödie des Westens wurzelt in der Zahl: einer ist zu wenig und zwei sind zu viele. Einer zu sein, sollte heißen, Eins, ganz zu sein; das sollte ausreichen, ist aber ein einsamer Zustand. Jede menschliche Gesellschaft impliziert indessen Differenz, und Differenz stellt die Autonomie, die Ganzheit in Frage“ (HARAWAY 1995, S. 143).

Aus dieser Problembeschreibung lassen sich abschließend für ein theoretisches Programm der Soziologie, die sich mit dem Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft beschäftigen will, drei Orientierungspunkte gewinnen.

Die erste und vielleicht wichtigste Orientierung betrifft die Theoriepräferenzen. Von größtem Interesse ist die Thematisierung von Ordnungen und deren Verhältnis

zum Abwesenden. Das reicht weit über die aktuelle Auseinandersetzung mit dem Post-Strukturalismus hinaus, denn neben etwa der theoretischen Bewegung der *différance* bei Derrida existieren begriffliche Ansätze ebenfalls durch das Konzept des Gedächtnisses bei Benjamin, der Konstellation bei Simmel, des Unidentischen bei Adorno und des Unbewussten bei Freud. Alle diese Ansätze kommen der Aufgabe entgegen, die Paradigmen und Schwerpunkte von theoretischen Erklärungen, sowie die damit konstituierten Ausschlussmechanismen und die in der Theorie angelegten Möglichkeiten zu deren Reflektion zu analysieren. Demgegenüber besteht der entscheidende Schwachpunkt einer „symmetrischen Anthropologie“ (LATOURET 1995) ausgehend von den Labor-Studien darin, dass ihr bei der Übertragung der Methoden auf die moderne Gesellschaft die Kategorie des Fremden verloren gegangen ist – samt des außerordentlich kritischen Potentials, das daran entwickelt wurde. Kennlich ist die Herkunft der neueren Wissenschaftsforschung aus der Ethnomethodologie und dem symbolischen Interaktionismus (wie immer innovativ) einerseits und der Wissenschaftstheorie des logischen Positivismus (wie immer kritisch) andererseits, was sich noch bei Haraway dahingehend auswirkt, dass sie trotz allem doch immer wieder auf die Opposition von Natur und Kultur als dem leitenden Ordnungsmuster ihrer Kritik zurückgeworfen wird. Darin bestätigt sich zunächst, dass Grenzziehungen und ihre Funktionen zu zentralen Theoriefiguren geworden sind. Vor diesem Hintergrund lassen sich dann auch die Systemtheorie und das Regelkreismodell der reflexiven Modernisierung neu und vielversprechend diskutieren (CORNELL 1992). Eine Bedingung dafür ist die systematische Fokussierung auf das Verhältnis von gesellschaftlichen Strukturen und ihrer theoretischen Repräsentation, womit direkt eine enge Verbindung von Gesellschaftstheorie und Wissenschaftstheorie gegeben ist. Eine zweite Bedingung besteht in der transdisziplinären und multiperspektivischen Ausrichtung eben dieser Verbindung. Das Ziel kann nicht mehr die *eine* Theorie sein, sondern eine theoretische Perspektivität, die an der Frage, ob es eine Reflexion auf die Grenze des eigenen Denkens gibt, ihren Maßstab entwickelt.

Die zweite programmatische Schlussfolgerung von Haraways Denkanstoß besteht darin, die Kontexte sozialwissenschaftlicher Theoriebildung in ihre Analyse mit einzu beziehen und damit auch die Absichten, die ihren Erklärungsansätzen zugrunde liegen. Das hat vor allem zur Konsequenz, wie oben angedeutet wurde, dass der historische und inhaltliche Verlauf von Kontroversen viel konkreter als bisher zu betrachten ist. Theoretische Aussagen sind zu positionieren, und es ist zu klären, wer was zu wem sagt, in welcher Reihenfolge und unter welchen Bedingungen. Auf diese Weise ist der massive Einfluss des Politischen kenntlich zu machen, der sich nicht nur in Hinblick auf die Gegenstände der Wissenschaftsforschung, sondern auch auf die Geschichte ihrer eigenen Denkmöglichkeiten bezieht. Im Hinblick auf das Verhältnis von Gesellschafts- und Naturwissenschaften, die zeitlichen und räumlichen Muster von interdisziplinären Zusammenhängen und ihren Unterbrechungen, der Bedeutung von Querverweisen und Abgrenzungen ist dies ein Feld, das von einer rein disziplineninternen Geschichtsschreibung dominiert und überlagert wird. Für die Wissenschaftsforschung wie für die soziologische Theorie wäre ein besonders wichtiger Zeitabschnitt für eine solche Untersuchung die Zerstörung eines multinationalen Kulturraums unter der Herrschaft des Nationalsozialismus, die Vernichtung der jüdischen Kultur in Mittel- und Osteuropa sowie die Emigrationsgeschichte. Das Resultat war die Unterbrechung einer intensiven Debatte über das Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft und

die nachhaltige Beschädigung des Verständnisses von Wissenschaft in der Nachkriegszeit. Die Wiederentdeckung der abgebrochenen theoretischen Traditionen begann Mitte der 1960er Jahre im anglo-amerikanischen Sprachraum und konnte in Deutschland überhaupt erst im Rahmen einer umfassenden Auseinandersetzung mit der Vergangenheit einsetzen. Die ‚Leerstelle‘ (LIBESKIND 1999, S. 3), die diese Geschichte in der Wissenschaftsforschung hinterlassen hat, besteht noch immer und verursacht eine grundlegende Diskrepanz in der Diskussion über die historische Beschaffenheit wissenschaftlicher Objekte und des Begriffs von gesellschaftlicher Objektivität.

Daran ist eine dritte Überlegung anzuschließen, in der sich die Fragestellung wieder verallgemeinert. Es geht darum, inwieweit die demokratische Partizipation an der Gestaltung von Wissenschaftsprozessen zu verwirklichen ist und welche Strukturen gesellschaftlicher Machtverteilung, die dies verhindern oder einschränken, per Wissenschaft und innerhalb der Wissenschaft selbst dabei zum Tragen kommen. Dabei verbinden sich wiederum theoretische und politische Aspekte und zwar so, dass noch einmal der Stellenwert einer Historisierung von Fragestellungen herausgestrichen wird. Denn in der Absicht, das ‚Privileg‘ der partikularen Perspektiven in den gesellschaftlichen Konflikten um Wissenschaft, Umwelt und Technik zur Begründung eines Konzepts von ‚technological citizenship‘ (SCHULTZ 1998) heranzuziehen, ist eine kritische Aufmerksamkeit dafür, wessen Geschichte in der theoretischen Repräsentation von Gesellschaft einen Ausdruck findet, unverzichtbar. Das ‚right to narrate‘ (BHABHA 1993) erklärt die eigene Geschichte als eine Bedingung von Gestaltungsmacht und fordert eine gesellschaftliche Anerkennung von Differenz ein, die darüber entscheiden wird, was die utopischen und emanzipatorischen Dimensionen von Wissenschaft in einer post-kommunistischen Weltgesellschaft sein könnten. Das Pendant dazu, die Zweckrationalität und Instrumentalität wissenschaftlicher Erkenntnis, hat seine eigene Geschichte und stellt sozusagen die innerwissenschaftliche Dimension desselben Problemkomplexes dar. Die Einsicht in das Ineinandergreifen von Moralisierung und Naturbeherrschung, wie es exemplarisch an den Bemühungen zur Mechanisierung von Objektivität beschrieben wurde (DASTON/GALISON 1992; SHAPIN/SCHAFFER 1989), eröffnet einen Weg zu erkenntnistheoretischen Fragestellungen, an denen ein politischer Abstand zu den Wissenschaftsauffassungen hergestellt wird, die noch in den 1930er Jahren unangetastet blieben.

Wir wissen inzwischen mehr über die Praxis der Naturwissenschaften, und daher ist es auch möglich, die gesellschaftstheoretische Herausforderung anzunehmen, die mit der Frage nach den Auswirkungen der *Techno Science* auf die Formen technischer Vergesellschaftung (SCHEICH 2001) gestellt ist. Kommunikation per Satellit und Selbstbestimmung auf der Grundlage rekombinanter DNA, die ‚Bio-Macht‘ genetisch modifizierter Onco-Mäuse und die globale ‚Natur‘ großtechnischer Systeme gehören zu unserer Welt. Vor allem aber auch jene Wissenschafts-Objekte, die Ian HACKING (2000) als „looping kinds“ bezeichnet hat, weil sie Widerspruch gegen ihre Klassifizierung einlegen, die wissenschaftlichen Schemata bezweifeln, nach denen dies geschieht, und uns auf diese Weise über die Lücken in unseren theoretischen Vorstellungen über das Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft aufklären.

Bibliographie

- ADORNO, Theodor W. et al. ([1969] 1993): *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. München.
- BHABHA, Homi (1993): *Nation and Naration*. London. (Siehe auch *Stanford Online Report*.)
- CORNELL, Drucilla (1992): *The Philosophy of the Limit*. New York.
- DAHMS, Hans-Joachim (1994): *Positivismusstreit. Die Auseinandersetzungen der Frankfurter Schule mit dem logischen Positivismus, dem amerikanischen Pragmatismus und dem Kritischen Rationalismus*. Frankfurt a.M..
- DASTON, Lorraine/ GALISON, Peter (1992): „The Image of Objectivity.“ *Representations* 40 (1992): S. 81-128.
- ELIAS, Norbert (1996): *Über sich selbst*. Frankfurt/Main.
- HACKING, Ian (2000): *The Social Construction of What?* Cambridge.
- HARAWAY, Donna (1989): *Primate Visions: Gender, Race, and Nature in the World of Modern Science*. New York.
- HARAWAY, Donna (1997): *Modest_Witness@Second_Millennium. FemaleMan ©_Meets_OncoMouse™: Feminism and Technoscience*. New York.
- HARAWAY, Donna (1995): Primatologie ist Politik mit anderen Mitteln. In: Orland, Barbara/Scheich, Elvira (Hrsg.) *Das Geschlecht der Natur. Feministische Beiträge zur Geschichte und Theorie der Naturwissenschaften*. Frankfurt a. M.: S. 136-198.
- HARAWAY, Donna (1996): Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg der partialen Perspektive. In: Scheich, Elvira (Hrsg.) *Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*. Hamburg: S. 217-248.
- HEINTZ, Bettina (1993): *Die Herrschaft der Regel. Zur Grundlagengeschichte des Computers*. Frankfurt a.M..
- HORKHEIMER, Max ([1930] 1982): Ein neuer Ideologiebegriff? In: Meja, Volker/Stehr, Nico (Hrsg.) *Der Streit um die Wissenssoziologie*, Bd. 1, Frankfurt a.M.: S. 474-496.
- HORKHEIMER, Max (1995): *Traditionelle und kritische Theorie*. Frankfurt [1937].
- HORKHEIMER, Max/ADORNO, Theodor W. ([1947] 1990): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt a.M..
- KNORR-CETINA, Karin (1981): *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt a.M..
- KÖNIG, René (1987): *Soziologie in Deutschland. Begründer, Verfechter, Verächter*. München.
- LATOUR, Bruno (1995): *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Berlin.
- LIBESKIND, Daniel (1999): „trauma/void.“ In: Bronfen, Elisabeth/Erdle, Birgit R./Weigel, Sigrid (Hrsg.) *Trauma. Zwischen Psychoanalyse und kulturellem Deutungsmuster*. Köln etc..
- MANNHEIM, Karl ([1922] 1980): „Über die Eigenart kultursoziologischer Erkenntnis.“ In: Ders. *Strukturen des Denkens*. Frankfurt a.M.: S. 91-154.
- MANNHEIM, Karl ([1931] 1985): *Ideologie und Utopie*. Frankfurt a.M..
- NIETZSCHE, Friedrich ([1887] 1990): *Die fröhliche Wissenschaft*. Leipzig.
- SCHULTZ, Irmgard (1998): *Umwelt- und Geschlechterforschung – eine notwendige Allianz*, ISOE Diskussionspapiere. Frankfurt a.M..
- SHAPIN, Steven/SCHAFFER, Simon (1989): *Leviathan and the Air-pump. Hobbes, Boyle and the Experimental Life*. Princeton.
- SCHEICH, Elvira (1993): *Naturbeherrschung und Weiblichkeit. Denkformen und Phantasmen der Naturwissenschaften*. Pfaffenweiler.
- SCHEICH, Elvira (2001): Frauen und Männer in der *TechnoScience?* Überlegungen zum Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft. In: Nebelung, Andreas/et al. (Hrsg.) *Naturverhältnis, Geschlechterverhältnis. Feministische Auseinandersetzungen und Perspektiven in der Umweltoziologie*. Opladen: S. 75-101.